

Deutliche Demut

Adventskalender 2024

Regine Radermacher

1. Dezember

„Es gibt eine Dummheit auf hohem Niveau, es ist die Denkschwäche einer hochinformierten Gesellschaft, deren Wissen detailistisch ist und keinerlei ethische Kraft enthält“ (Fulbert Steffensky, Mut zur Endlichkeit, Sterben in einer Gesellschaft der Sieger, Radius Verlag Stuttgart 2007, S.6)

Ich habe einmal nachgeschlagen: Seit sechs Jahren nun verwende ich Zitate des genannten Theologen und habe in den vielen Aufsätzen seiner Schriften sicherlich noch Stoff für mindestens zehn weitere Adventskalender. Denn immer wieder springen mich förmlich Sätze an, deren tieferer Sinn genauer bedacht werden möchte. So auch in der vorliegenden, hochaktuellen Schrift, deren Erscheinen bereits 17 Jahre her ist.

Ja, unser Detailwissen ist riesig, längst größer als zur Erscheinungszeit. Denn inzwischen wachsen ständig die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten einer digital vernetzten Gesellschaft. Es ist keine Phantasie mehr, wie sehr künstliche Intelligenz uns beim alltäglichen Leben helfen kann oder unsere Teilnahme daran verhindert.

Menschen, die auf digitale Hilfsmittel nicht zurückgreifen können, bekommen keine günstigen Tickets für öffentliche Verkehrsmittel mehr. Sie können sich keinerlei Mitteilungs- und Messengerdiensten anschließen, die ihre Kinder und Enkel so intensiv nutzen und sind damit von mancherlei sozialen Verbindungen ausgeschlossen. Sehr deutlich wurde dies auch in der Coronazeit: Wehe, wenn die Bescheinigung des Nichtangestecktseins nicht rechtzeitig auf dem Mobiltelefon erschien, falls man die Oma im Altenheim besuchen wollte. Dann stand man bibbernd in der Kälte und trommelte auf dem Smartphone herum.

Selbstverständlich sind digitale Vernetzungen, z. B. in der Medizin, sehr nützlich. Aber wehe, wenn Krankenhäuser und Altenheime böswillig von Eindringlingen gehackt werden können, um die Infrastruktur zum Erliegen zu bringen. Und nicht nur dort ist Not am Mann, auch in den Behörden und Ämtern, wenn weder Ausweise ausgestellt noch Fahrzeuge angemeldet werden können. Viele Gemeinden konnten ein Lied davon singen.

Ja, unser Wissen ist groß, doch eine ethische Kraft enthält es nicht. Etwas natürliche Intelligenz, die uns sagen könnte, was gut und richtig ist oder nicht. Womit wir Menschen kränken oder aufrichten können, wie wir in diesen zerstrittenen Zeiten Mitmenschlichkeit und Hoffnung weitergeben können.

Dieser Frage soll sich der vorliegende Adventskalender widmen: Wie kann ich Zuversicht behalten und Freude weitergeben in offenbar freudlosen Tagen? Was ist Grund und Sinn meiner Existenz? Wie soll ich Kindern und Kindeskindern eine Vorfreude auf das Fest der Liebe vermitteln, wenn ich selbst so oft niedergedrückt und wütend bin? Ich will versuchen, mit den Worten des Autors ein Lied der Hoffnung und Vorfreude anzustimmen auf den kommenden Seiten.

2. Dezember

„Wie lernt man fragen, was diese Art des Könnens für unsere Nachkommen und für das Überleben der Erde bedeutet?“ (Steffensky S. 6)

In diesen Tagen des Novembers, in denen ich schreibe, möchte man weinen, wenn man diese Frage in die Maschine tippt und darauf eine Antwort finden will. Denn eben liegt eine Regierung in den letzten Zügen, weil sie sich mit ihren Zielen kaum durchzusetzen weiß. Die Nachlassverwalter erwägen eine Umverteilung der Vermögen von unten nach oben unter strikter Verleugnung aller Klimaziele. Von dem, was uns unter einer konservativen Regierung in den USA bevorstehen könnte, gar nicht zu reden.

Unser Können und Wissen bedeutet offenbar nichts, wenn es um Fragen der Macht und des Machterhaltes geht. Weder Vernunft noch Menschlichkeit scheinen dann eine Rolle zu spielen. Oder wie soll man sonst erklären, dass gerade diejenigen ökonomisch bevorzugt werden sollen, die die meiste Verantwortung für die Vernichtung eines menschenwürdigen Klimas in der Welt tragen? Und wie erst soll man verstehen, dass ausgerechnet junge Menschen, also unsere Nachkommen jenen Parteien zugeneigt erscheinen, die gerade solche Ziele in ihr Programm geschrieben haben? Sollten ausgerechnet unsere Nachkommen noch den Ast absägen, auf dem sie selbst sitzen?

Doch Steffensky schreibt ausdrücklich: Wie **lernt** man fragen? Es scheint also nicht selbstverständlich, dass wir dies gleich ohne Anlauf könnten. Weinen und Verzweifeln über einer schwierigen Lage ist leicht getan, führt aber nirgendwohin. Es gilt, sich mit Verstand und guten Informationen mit den Gegebenheiten auseinanderzusetzen, und wenn möglich, den müden Körper auf die Beine zu stellen. An der Seite jener Menschen, die sich um Klima und nächste Generationen Sorgen machen, auf die Straßen zu gehen ist eine Möglichkeit.

Auch die Gespräche mit jungen Personen und ihren nachvollziehbaren Anliegen scheint ein gangbarer Weg. Hier steckt oftmals ein Wissen und ein Können, das sich mit solchen brisanten Zukunftsperspektiven auseinandersetzen will und den Mut zu ethischer Abwägung besitzt. Zumindest kann ich dies von Unterhaltungen mit den Nachwachsenden in meiner Familie behaupten. Dort gibt es das Bemühen, Menschen mit eingeschränkten Möglichkeiten zu unterstützen, sich den Kopf zu zerbrechen über die Formen der Abgrenzung von anderen Personen, über die sich meine Generation noch keinerlei Gedanken gemacht hat. Und über deren Auswirkung solcher Ressentiments ich noch manches lernen kann.

Man muss schon prominent sein, um sich zu weigern, heutigen Sprachgebrauch einer neuen, bewussten Generation keineswegs anwenden zu wollen.

3. Dezember

„Warten, Zeit aufwenden, auf greifbare Erfolge verzichten, das aber sind nicht die Künste der Macher. Diese Gesellschaft ist bereit, für Effekte zu zahlen, nicht ohne weiteres für Sinn und sinnvolles Handeln.“ (Steffensky S. 9)

Die Richtigkeit dieser Behauptung zu erkennen gelang kürzlich an der Reaktion einiger junger Menschen in den USA. Nein, wie toll und umwerfend, dass ein Präsidentschaftskandidat bei McDonalds aushilft oder gar im orangenen Outfit einen Müllwagen erklimmt! So jemanden muss man doch wählen!

Es bereitet mir geradezu Schmerzen, dass die Lächerlichkeit solcher Effekte nicht erkannt wird. Aber wir brauchen gar nicht die Blicke auf andere Kontinente zu richten, in unserem Land sieht es nicht unbedingt besser aus. Wenn eine Regierung, die sicher in mehreren, unverschuldeten Krisen einiges an Verbesserungen geleistet hat, den Parolen der Populisten hinterherläuft, weil sie andernfalls befürchten muss, bei den nächsten Wahlen miserabel abzuschneiden, sehen wir auch hier traurige Zeichen solcher Macher-schaffen.

Ja, die Macher sind es, die die Kunst des Wartens und des Vertrauens verlernt haben. Weil wir - die Gesellschaft - sie dazu drängen? Weil etwa auch wir die Kunst der Geduld und der langsamen Ergebnisse nicht mehr beherrschen? Weil auch wir das Vertrauen in die Macht der Demokratie, des Zutrauens zu anderen Menschen nicht mehr besitzen?

Selbst wenn wir uns nicht zu den Machern dieser Gesellschaft zählen können oder wollen, scheint es mir doch, als hätten wir einen nicht unerheblichen Anteil an solchen Veränderungen. Früher habe ich angenommen, man werde im Alter abgeklärter und geduldiger, doch stelle ich mit zunehmenden Jahren fest, dass auch bei mir Geduld nicht als nachwachsender Rohstoff bezeichnet werden kann. Die Gelassenheit, die doch als ein wesentlicher Vorteil älterer Menschen bezeichnet wird, will sich nicht so recht einstellen, wenn ich, wie in diesen Tagen, mit menschlicher Dummheit und deren Auswüchsen konfrontiert werde.

Doch gerade ihr zum Trotz möchte ich wieder lernen, Zeit aufzuwenden, mich meinen Nächsten zuzuwenden und mich in Geduld zu üben. Jetzt endlich verstehe ich auch, warum es ‚üben‘ heißt. Sie fällt mir nicht zu, ich kann nicht so einfach über sie verfügen. Denn sie ist eine Frucht der Langsamkeit und des Vertrauens. Und des Vertrauens bedürfen wir in den bevorstehenden Zeiten mehr denn je.

Wenn aber wir älteren ein solches nicht vorleben, wie soll dann die jüngere Generation einen sicheren Grund für ihr Leben erwerben? Gott schuf uns als Wesen, die aufeinander angewiesen sind, die einander beistehen, ihre Mitmenschen nicht der herrschenden Dummheit und Gier aussetzen sollen. Es bleibt uns nichts übrig, als ein gutes, vertrauensvolles Beispiel zu geben.

4. Dezember

„Eine Aktivität aber, die die Kunst der Passivität nicht kennt, wird bedenkenlos, ziellos und erbarmungslos.“ (Steffensky S.10)

Kennen wir sie noch, die Kunst der Passivität? Fragen Sie mal eine Rentnerin oder einen Rentner nach einer Verabredung. Das ist oft eine sehr schwierige Angelegenheit. Nur Manager scheinen ihre Terminkalender so akribisch zu führen wie Personen, die nicht mehr im Berufsleben stehen. Denn die Passivität scheint geradezu gefürchtet zu sein. Auf die Frage: „Was machst du heute?“, wird kaum jemand mit „Einfach mal nichts“ antworten wollen.

Und die meisten von uns würden sich gegen den Vorwurf verwehren, ziellos ihre Zeit zuzubringen. „Ich helfe doch“, könnte die Abwehr dieser Zumutung lauten. „Ich helfe meinen Kindern, meinen Enkeln, in der Gemeinde, im Verein, mit ehrenamtlicher Tätigkeit wo auch immer.“ Alles sehr lobenswerte Aktivitäten, würde selbst der Autor zugestehen.

Wo steckt also die Gefahr, in all solcher Aufopferung bedenkenlos und möglicherweise sogar erbarmungslos zu werden? Ich vermute, in der Weigerung, als passiver, beschenkter Mensch einmal stillzuhalten und jenen Gaben nachzuspüren, mit denen Gott uns ausgestattet hat. Und all jenen Personen einen Raum zu geben, die selbst mit all der Aktivität um sie herum nicht mehr zurechtkommen. Die sich als Versager einer nur auf Schnelligkeit und Effektivität ausgerichteten Gesellschaft sehen.

Doch ich muss gestehen, dass ich möglicherweise mit meinen Ansprüchen an andere Personen selbst in die Gefahr gerate, bedenkenlos und erbarmungslos zu werden. Das geschieht so unmerklich, dass es mir kaum auffällt. Ich kann mich nicht davon freimachen, auch von anderen eine Haltung zu erwarten, die den Anforderungen der Zeit angemessen erscheint.

Ein einfaches Beispiel dafür: Wenn ich an der Supermarktkasse warten muss, weil eine alte Dame ihr Kupfergeld mühsam nachzuzählen beginnt, wippe ich bereits mit den Füßen und frage mich, warum die freundliche Kundin nicht einfach ihre Karte zückt und sie vor den Scanner hält. Bin ich hungrig in einem Restaurant, ist die Situation noch schlimmer. Wie oft ich mich nach der Kellnerin umdrehe, um sie auf meine Bedürfnisse aufmerksam zu machen, kann kaum gezählt werden. Dabei weiß ich ganz genau, dass alle Lokale inzwischen mit Personalmangel umgehen müssen. Und dann hängt auch noch meine Bereitschaft zur Zahlung eines Trinkgeldes von eben diesem Faktor der Schnelligkeit ab.

Ja, die Kunst der Passivität muss wieder erlernt werden, wollen wir nicht alle bedenkenlos und erbarmungslos werden. Als meine Freundin Gudrun einmal warten musste, sagte sie zu einer daneben stehenden Frau: „Man kann sich darüber ärgern, aber man ist dazu nicht verpflichtet.“ Ab und zu, aber leider zu selten, gelingt es, mir diesen Satz ins Gedächtnis zu rufen und die Passivität zu genießen.

5. Dezember

„Die passiven Stärken des Menschen gehen verloren: die Geduld, die Langsamkeit, die Stillefähigkeit, die Hörfähigkeit, das Wartenkönnen, das Lassen, die Gelassenheit; um zwei alte Worte zu nennen: die Ehrfurcht und die Demut.“ (Steffensky S. 10)

Die Frage stellt sich mir etwas anders: Halten wir überhaupt solche Fähigkeiten für eine Stärke? Oder haben wir sie längst abgehakt zugunsten all jenes Könnens, mit dem wir in einer rührigen Gesellschaft mit anderen zu konkurrieren in der Lage sind? Müssen wir nicht genauso tätig sein wie unsere Mitmenschen, damit wir ihre Anerkennung erringen? Ob beruflich oder ehrenamtlich, in allem scheinen wir einen Konkurrenzkampf auszufechten.

Es mag ja sein, dass es Bereiche gibt, in denen wir solche Fähigkeiten wie Geduld, Zuhören können oder das Warten üben müssen, weil wir mit Menschen umzugehen haben, die anders als wir nicht zu Schnelligkeit und Effektivität in der Lage sind. Wie z. B. Kinder, alte und einsame Menschen. Ein Kind oder einen alten, vielleicht dementiell veränderten Menschen zur Eile antreiben zu wollen, kann gehörig ins Auge gehen. Nicht selten erreicht der betreuende Erwachsene genau das Gegenteil, nämlich eine Verzögerung seines Vorhabens.

Aber dann sind da noch die beiden letzten Worte: Ehrfurcht und Demut. Dabei ist für mich Ehrfurcht ein Begriff, der sich auf die Betrachtung anderer Personen bezieht und Demut einer, der mit mir selbst und meiner Person zu tun hat. Beide hängen jedoch eng zusammen. Und sind in unserem Sprachgebrauch nahezu verschwunden, weil sie nicht mehr opportun erscheinen.

Ehrfurcht kann ich vor einem Menschen haben, dessen Leben und Bewältigung schwieriger Situationen ich kennengelernt habe. Meine verstorbenen Freundinnen waren solche Personen, an die ich mit Ehrfurcht denke. Das hat etwas mit dem Zuhören zu tun, wenn mich ein Mensch würdigt, mir etwas von sich mitzuteilen. Wie es unzählige alte Menschen in meinem Leben taten.

Demütig werden kann ich dann, wenn ich mich nicht selbst überschätze, mich nicht für das Nonplusultra einer fantastischen Person halte. Wenn ich mir meiner Grenzen bewusst werde, wenn ich merke, wie viel ich noch in meinem Lebensalter zu lernen habe. Wenn ich begreife, dass auch jüngere Menschen mir viel zu sagen und beizubringen in der Lage sind.

Und nicht zuletzt dann, wenn ich aufhören kann, die Maßstäbe einer auf Effizienz abzielenden Gesellschaft an mich und alle Personen meiner Umgebung anzulegen. Dass die Fähigkeit zur Demut alles andere als verbreitet und offenbar wünschenswert erscheint, soll uns nicht daran hindern, auch in ihrer Ausübung ein gutes Beispiel abzugeben. Wie lächerlich und geradezu zerstörerisch Selbstüberschätzung sein kann, wird uns in diesen Tagen auf vielerlei Ebenen vor Augen geführt. Zwar sieht es aus, als kämen die Macher damit weiter, aber das letzte Wort ist darüber noch nicht gesprochen.

6. Dezember

„Die Bedürftigkeit ist der Grundzug aller Humanität. Je geistiger ein Wesen ist, um so bedürftiger ist es; um so mehr weiß es, dass es sich nicht selbst gebären und vollenden kann.“ (Steffensky S. 18)

Bedürftig sein möchten wir aber alle nicht gern. Denn es heißt ja nichts anderes, als auf Hilfe angewiesen zu sein. Nicht allein zurechtzukommen, nicht autonom zu sein. Kürzlich hörte ich einen psychologischen Berater sagen, es gebe unter alten Menschen sehr viele versteckte und verschleierte Selbstmorde, weil die Befürchtung, anderen zur Last zu fallen sie am meisten in ihrem Leben schrecke. Das zu sehen und dagegen nichts zu unternehmen scheint mir die Kapitulation unserer ach so humanen Gesellschaft.

Möglicherweise sind wir nicht so geistige Wesen, wie wir gern wären. Denn wenn Steffenskys Aussage stimmt, dass geistige Wesen sich ihrer Bedürftigkeit bewusst sind, so trifft dies auf viele von uns nicht zu. Oder wir verdrängen diesen Tatbestand sehr lange und erfolgreich. Theoretisch wissen wir zwar, dass wir uns nicht selbst gebären und vollenden können, aber dies zu akzeptieren und uns damit positiv auseinander zu setzen, ist eine andere Hausnummer.

Traditionell wird an diesem Tag das Fest des Heiligen Nikolaus gefeiert, der Gaben zu den Kindern bringt. Heute sind es fast immer die Schuhe, die über Nacht heimlich mit Süßigkeiten oder gar Spielen gefüllt werden. Bei uns zu Hause kam noch regelmäßig die Gestalt eines Mannes mit Mantel und Kapuze, der von Kindern und Erwachsenen wissen wollte, wie gut sie sich im vergangenen Jahr verhalten hatten. Für die kleineren der Geschwister war dies manchmal mit Angst verbunden. Doch die Geschenke nahmen alle gern.

Sicher entstand das Fest, als das Schenken von Süßigkeiten noch keine alltägliche Selbstverständlichkeit war. Es gab einen Bedarf bei den Kindern, eine Bedürftigkeit, der Tribut gezollt wurde durch einen gütigen Geber. Eine Bedürftigkeit gerade bei Kindern gibt es aber immer noch. Sie richtet sich weniger auf Geschenke als auf Aufmerksamkeit, Beachtung und Liebe. Sie wird das ganze Leben über erhalten bleiben bis ins hohe Alter.

Dass Kinder ihren Bedarf einfordern mit manchmal ungestümen Mitteln, erstaunt niemanden. Aber nicht immer wird ihr Hunger gestillt. Dagegen glauben erwachsene und alte Menschen, sie müssten ihr Bedürfnis verschweigen, sich in sich selbst zurückziehen, weil man ja als Person im höheren Alter keinen Anspruch mehr auf Beachtung und Aufmerksamkeit habe. Doch das ist grundfalsch.

Doch die Einsicht in die eigene Bedürftigkeit kann uns bescheidener machen. Ja, auch wir brauchen die Liebe anderer Menschen, aber da wir uns dessen bewusst sind, können wir darauf verzichten, Kinder, Enkel und andere Personen unter Druck zu setzen, damit sie uns solche gewähren. Statt zu fragen: „Wer braucht mich denn noch?“, sollten wir begreifen, wie sehr wir andere brauchen. Das ist unser Qualitätsmerkmal als geistige Wesen.

7. Dezember

„Es (das geistige Wesen, die Verfasserin) muss sich auf mehr berufen können als auf den eigenen Witz und die eigene Stärke.“ (Steffensky S. 18)

Mit Witz und Stärke kann es sehr schnell vorüber sein, wie wir wissen. Da kann es unvorhersehbare Ereignisse im Leben geben, die einfach geschehen, nicht geplant gewesen sind, sogar manch schöne Lebensplanung komplett über den Haufen geworfen haben. Einige Geschehnisse mögen bei manchem ja noch erfreulich sein, wie etwa eine unerwartete und erhoffte Schwangerschaft. Aber jene, wie Trennung, Krankheit und plötzlicher Tod sind so einschneidend, dass sie die betroffenen Menschen aus der Bahn werfen können.

Da hilft es in der Tat nicht viel, wenn wir unsere Hilflosigkeit, unsere Trauer und möglicherweise unsere Selbstzweifel oder gar Schuldgefühle in den Hintergrund drängen und versuchen, zur Tagesordnung überzugehen. Jene Empfindungen werden sich auf irgendeine Weise bemerkbar machen und wieder ans Tageslicht drängen. Und dies oft mit großer Gewalt, so dass wir seelisch und körperlich Schaden davontragen.

Ja, wir müssen uns auf mehr berufen können, als auf die eigene Stärke. Hilfe zu suchen ist in solcher Situation alles andere als ehrenrührig. Sich auszutauschen mit verständnisvollen Personen kann uns ein Stück weiterhelfen, auch wenn vielleicht unser Gegenüber selbst noch nicht in solcher Lage war. Allerdings durfte ich in der Zeit meiner Trennung feststellen, dass es erheblich mehr Menschen gab, die aus eigener Erfahrung sehr wohl mein Gefühl des Versagthabens nachvollziehen konnten, als ich vermutete. Erst als ich meine Scheu überwunden hatte, von meinen Problemen zu erzählen, wurde mir deutlich, dass ich mich nicht allein auf weiter Flur befand.

Sich selbst und anderen Bedürftigkeit und Versagen einzugestehen, ist nicht leicht. Es zeigt uns, dass wir als Menschen nicht auf die Straße der permanenten Sieger gehören und es macht dies vor anderen offenbar. Aber ist das nicht eine wunderbare Chance? Eine Möglichkeit, dem Zwang dauerhaftem Druck des Gelingens zu entkommen?

Wenn ich mir anhöre, was meine erwachsenen Enkel zu sagen haben, scheint es, als gingen sie mit solchen Anforderungen anders um als wir älteren. Sie wollen sich nicht unbedingt mehr jedem beruflichen Druck fügen, sie setzen andere Prioritäten für ihr Leben. Sehr gut, wenn es gelingt und sie sich nicht in einer endlos drehenden Konsumspirale einfangen lassen wollen. Vielleicht können ja doch nachfolgende Generationen etwas aus unseren politischen und klimazerstörenden Sünden lernen.

Für uns und sie gilt jedoch, dass wir uns aufeinander stützen müssen, wenn wir uns unsere Bedürftigkeit eingestehen. Keiner von uns wird je ohne Hilfe im Leben auskommen. Und darin dürfen wir uns nicht gegeneinander ausspielen lassen.

8. Dezember

„Nur zur Endlichkeit befreite Menschen können geschwisterliche Menschen sein und können ihren Siegeszwängen entsagen.“ (Steffensky S. 11)

Geschwisterlich sein in einer Umgebung, die auf Konkurrenz und Vergleich eingestellt ist, ist keine einfache Sache. Doch, wie bereits erwähnt, vermute ich, dass vielleicht nachfolgende Generationen diese Fähigkeit besser ausprägen können als wir. Obwohl meine Geschwister und ich das Glück hatten, einen Vater zu besitzen, der am meisten honorierte, wenn wir zusammenhielten und füreinander eintraten. Aber das kam in den Familien in den 50er und 60er Jahren nicht sehr oft vor.

Dazu eine kleine Begebenheit: Mein Mann und ich hüteten für einen Tag drei kleine Enkelkinder, ein Mädchen und zwei Jungen. Zum Mittag gab es Pfannkuchen und der Jüngste klagte nach wenigen Bissen über Bauchschmerzen. Bedauernd sagte ich: „Wenn du Schmerzen hast und nicht essen kannst, magst du sicher auch das Eis zum Nachtschisch nicht verzehren.“ Eine lange Pause, dann die älteste Enkelin: „Wenn er kein Eis bekommt, wollen wir auch keins!“ Fast hätte ich begeistert aufgelacht, doch konnten wir einen Kompromiss finden und alle bekamen ihren Nachtschisch.

Sicher können Geschwister auch streiten wie die Kesselflicker, jedenfalls war das bei uns so. Aber immer galt der Zusammenhalt als wichtiger. Und niemand musste sich über den anderen als Sieger darstellen. Deshalb habe ich nicht gelernt, mich in Konkurrenzsituationen zu verausgaben, weder im privaten noch im beruflichen Bereich.

Doch wie hält man so etwas durch in einer Gesellschaft, die offenbar nur die Siegertypen honoriert? Gerade am heutigen Novembertag, an dem ich diese Zeilen schreibe, wurde in den USA ein vorbestrafter Siegertyp zum Präsidenten gewählt. Und in unserem Land, das an seiner Spitze solche Leute nicht aufweisen kann, geht gerade die gesamte Regierung baden und wird in den Ausguss der Geschichte gespült. Ich hoffe von ganzem Herzen, dass es niemals dazu kommen wird, dass bei uns solche „Siegertypen“ an die Macht kommen. Das wenigstens sollten wir von unseren Eltern gelernt haben, wie dergleichen Politiker ganze Kontinente ins Unglück stürzen können.

Wir müssen es vormachen, wie es gelingt, geschwisterlich zu leben. Denn wir sind zu einer Endlichkeit befreit, die mit unserer Unvollkommenheit einhergeht. Wir müssen nicht mehr die besten und großartigsten Personen sein, wir können uns unseren Grenzen stellen. Den Grenzen unserer Stärke, unserer Selbstbestimmung, unseres Wissens und eben auch unseres Lebens. Denn auch diese Frage wird sich uns mit fortschreitenden Jahren aufdrängen: Was möchte ich hinterlassen, mit welchen Gefühlen sollen meine Lieben und andere Personen an mich denken? Was mich betrifft, möchte ich erinnert werden als ein Mensch mit Schwächen und Fehlern, der nicht die Zuversicht und Hoffnung auf den Herrn verloren hat.

9. Dezember

„Es heißt, sich aus der Hand geben, sich anvertrauen, sich nicht mehr mit sich selber rechtfertigen; wissen, dass es zu wenig ist, nur bei sich selbst aufgehoben zu sein.“ (Steffensky S. 19)

Spätestens bei Krankheit und beim Nachlassen der eigenen Körperkraft wird uns deutlich, dass wir uns auf die Menschengeschwister stützen müssen. Dann bleibt nichts übrig, als sich selbst aus der Hand zu geben, sich anderen anzuvertrauen. Manche Personen haben damit erhebliche Schwierigkeiten, vor allem jene, die sich Zeit ihres Lebens meist auf sich selbst verlassen haben.

Unsere Mutter war so ein Mensch. Obwohl durch zwei künstliche Hüften gehandicapt, schaufelte sie noch mit 94 Jahren ihr kleines Auto von hohem Schnee frei, um dann in die Stadt zum Einkaufen zu fahren. Zwar hatte ich ihr längst angeboten, das gemeinsam zu erledigen, aber sich aus der Hand geben und sich mir anzuvertrauen, fiel ihr schwer. Erst als die letzte Diagnose ihres Arztes lautete, sie werde nicht wieder gesund werden, konnte sie sich ein wenig für diesen ungewohnten Prozess öffnen. Und selbst dann noch diktierte sie mir die Abläufe ihrer eigenen Beerdigung.

Doch wusste sie eines: dass sie sich nicht selbst rechtfertigen konnte, dass sie bei Gott gut aufgehoben sein würde. Denn ihre fromme Erziehung, die ihr im Kindesalter verboten hatte, nach der zwangsläufigen Trennung von den Eltern und der geliebten, indonesischen Insel wütend zu sein auf Menschen und Umstände, erlaubte es ihr vor dem Tod, sich in die Hände Gottes ohne Murren und Auflehnung zu ergeben.

Wer wie sie ihr ganzes Leben hindurch gelernt hat, sich niemals aufzugeben, tut sich bei nachlassenden Kräften nicht leicht damit, anderen zu vertrauen. Und seien sie noch so geschwisterlich eingestellt und behutsam mit der Abhängigkeit und Bedürftigkeit der Anvertrauten.

Ohne das Alter mit seinen Einschränkungen romantisieren zu wollen, empfinde ich es doch als Chance, bei nachlassenden Kräften mich öfter auf andere verlassen zu dürfen als ich es früher tat. So suche ich nun mehr die Gemeinschaft mit Menschen, mit denen ein Austausch geistiger und geistlicher Art gelingen kann. Wo es mir möglich ist, leiste ich anderen Hilfe durch Gespräche und Unterhaltung, oft mit der Unterstützung literarischer Texte. Mich selbst geistig nicht zu vernachlässigen ist eine Sache, anderen dabei zu assistieren, eine weitere Möglichkeit.

Bis jetzt jedoch schreckt mich nicht die Furcht, mich einmal gänzlich in die Hände anderer Personen abgeben zu müssen. Jene Furcht, die aus dem Anwachsen der dementiellen Erkrankungen unter uns genährt wird. „Ich möchte kein Pflegefall sein“ lautet da oft die erklärte Absicht älter werdender Menschen. Und wenn wir es doch werden? Die Wahrscheinlichkeit ist nicht gering. Dann dürfen wir es mit Hoffnung und Fröhlichkeit sein. Denn zu lachen wird es immer etwas geben.

10. Dezember

„Alte Menschen, dauerhaft Kranke sind wenig tauglich und verwendbar. Sie können sich nicht durch sich selbst rechtfertigen, nicht durch ihre Arbeit, durch ihre Intelligenz und ihren Witz. Sie sind, weil sie sind.“ (Steffensky S. 15)

Genau an ihnen zeigt sich, wie human oder inhuman eine Gesellschaft geworden ist. Wenn das reine Sein die Existenz bestimmt, kein Nutzen mehr abgeleitet werden kann von einem Menschen, so wird an ihm deutlich, was Geistes Kind seine Umgebung ist.

Allerdings bin ich nach langer Zeit der Beschäftigung mit Alter und Krankheit, nach den Erfahrungen mit vielen Freundinnen und Freunden in erheblich höheren Jahren als ich selbst, der Ansicht, dass sie sich zwar nicht mehr rechtfertigen durch eigene Leistungen, mir und anderen jedoch sehr wohl noch viel mitzuteilen imstande sind. Das begreifend habe ich mich vor fast 50 Jahren der Altenpflege verschrieben.

Mögen alte und kranke Menschen auch nicht mehr verwendbar sein in unserer auf Leistung ausgerichteten Gesellschaft, so kann doch fast jeder von ihnen lernen. Wie gehen solche Personen mit ihrer Erkrankung um, was denken sie über sich und ihre Schwäche? Wie empfinden sie es, dass sie wenig tauglich, aber doch noch am Leben sind? Freuen sie sich daran oder wird ihnen alles zur Last? Können sie sich den helfenden Menschen anvertrauen oder trauern sie verzweifelt der verlorenen Autonomie nach?

Ein gutes Beispiel für das Altern in einem positiven Sinne war für mich unsere Großmutter. Sie konnte sich ergeben in ihre zunehmende Schwäche, wenn sie auch manchmal darüber klagte, wie vergesslich sie geworden sei. Ich nehme an, dass dies mit ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen zu tun hatte, mit dem sie sich in alles ergeben hat, was er für sie bereithielt. Ob es der unbekannte Ehemann im fernen Indonesien war oder der Tod ihres Erstgeborenen dort auf der Insel. Viel zu früh wurde sie Witwe und war auf die Fürsorge der ältesten Töchter angewiesen. Doch dass sie sich einmal wirklich empört hätte über ihr Schicksal, erinnere ich nicht.

Gelegentlich mag sie sich in dem großen Haushalt mit 5 Kindern überflüssig vorgekommen sein, doch das trug sie mit Gott, ihrem Harmonium und frommen Liedern aus. Ja, dann schimmerte schon manchmal eine gewisse Sehnsucht nach der „oberen Heimat“ durch, wie sie sich ausdrückte, doch das reine Sein galt ihr genug.

Selbst dann, als wir keine kleinen Kinder mehr waren und ihr nicht zu Füßen hockten, damit sie uns biblische Geschichten erzählen oder die tränenreichen Bekehrungserlebnisse aus den Kindergottesdienstblättchen vorlesen konnte. Auch wenn ein heranwachsender Enkel sich einen Scherz mit ihr erlaubte und sie zu einem Tänzchen bat, wusste sie genau, dass hinter all dem die Liebe zu ihr und der große Respekt vor ihrer Person steckte. Sie lachte dann fröhlich mit und umarmte ihn.

11. Dezember

„Die Macht des alten Todes ist zerstört, denn die Güte hat den Tod entmachtet und die Todesurteile zerrissen. Keiner braucht sich mehr selbst zu beabsichtigen.“ (Steffensky S. 12/13)

Was bedeutet nun dieser Nachsatz? Was heißt es, sich nicht mehr selbst beabsichtigen zu müssen? Denn etwas zu beabsichtigen haben wir eigentlich immer, wir planen dies, wir beabsichtigen das. Unser gesamter Alltag, unsere Erholung, alles ist eine einzige Beabsichtigung, eine Planung.

Also will der Autor offenbar sagen, jede Selbstverplanung sei komplett überflüssig. Jede Selbstoptimierung auch, jedes Streben nach Perfektion in unserem Leben und in den verschiedenen Rollen, die wir ausfüllen. Eine frohe Botschaft, gerade für Menschen in höherem Lebensalter. Wir brauchen nicht mehr so fit zu sein wie mit vierzig, nicht mehr so agil wie mit dreißig und nicht mehr so faltenfrei wie mit zwanzig Jahren. Ja, all das ist nicht einmal mehr wünschenswert.

Nun möchte man fragen, was das denn mit der Macht des Todes zu tun hat. Denn die Furcht vor ihm beherrscht doch immer noch viele Menschen, vor allem jene, die davon überzeugt sind, dass nach seinem Eintreten eine große Abrechnung über die Richtigkeit der eigenen Entscheidungen fallen wird. So hörte ich von einer sehr frommen, alten Dame, die einfach nicht sterben konnte, weil sie sich vor einer Bestrafung im Jenseits fürchtete. Niemand in ihrer Umgebung konnte sich jedoch vorstellen, warum überhaupt sie davor zitterte.

Steffensky nennt hier ausdrücklich den alten Tod. Er tut dies in Berufung auf ein Wort des Apostels Paulus. Jenen Tod, der die Strafe für die Sünde ist, gibt es nicht mehr. Gottes Güte hat ein für allemal mit ihm Schluss gemacht, ihm seine Macht geraubt. Seine Urteile werden nicht mehr gefällt.

Allerdings dürfte dies den meisten Zeitgenossen einigermaßen gleichgültig sein, weil nach ihrer Überzeugung mit ihrem leiblichen Ableben ohnehin alles zu Ende ist. Und gerade deswegen müssen sie sich hier umso mehr anstrengen, um ein besonders gelungenes Bild von sich zu hinterlassen. Schaut man sich jedoch einige – angeblich – mächtige Männer an, so darf man fast daran zweifeln, dass sie auf ein positives Image Wert legen. Außer jenen natürlich, die der irrigen Meinung sind, sie seien zweifellos von Gott berufen, um der Menschheit das Heil zu bringen, ganz gleich, wie das auch aussieht.

Wer davon überzeugt ist, dass wir keinen Todesurteilen mehr unterliegen, der kann aufhören, sich und andere zu verplanen. Nach einer Vollkommenheit zu streben, die er niemals erreichen wird. Nach einer Autonomie zu haschen, die in späten Jahren nur in Bitterkeit umschlagen kann. Es anderen recht machen zu wollen, dem Vater, der Mutter, der Partnerin, dem Partner. Wer sich getragen fühlt von Gottes Güte, der kann sich ergeben in jene Begebenheiten, die ihm geschickt werden. Das ist des Lernens im Alter wert.

12. Dezember

„Gnade ist das Urwort protestantischer Spiritualität. Gnade und Gerechtigkeit sind die Säulen des Christentums.“ (Steffensky S. 11/12)

Gnade ist ein anderes Wort für die obengenannte Güte Gottes. Früher wurde es im Zusammenhang genannt mit dem, was Herrscher ihren Untertanen gewähren konnten. So war ein Delinquent, der wegen eines Deliktes verurteilt wurde, in der Lage, an die herrschenden Personen ein Gnadengesuch zu richten. Ob ihm jedoch Gnade zuteilwurde, also zum Beispiel ein höchst schmerzhaftes oder todbringendes Urteil aufgehoben, stand allein im Belieben der herrschenden Person. Verlassen auf Gnade konnten sich Verurteilte nicht.

Genau dies, so sagt der Autor, ist jedoch ein Kennzeichen Gottes. Auf seine Gnade können wir uns verlassen. Diese Verlässlichkeit unterscheidet ihn von den herrschenden Menschen. Wie, in welcher Form er seiner Gerechtigkeit zum Zuge verhelfen will, bleibt sein Geheimnis. Für uns aber bedeutet es, dass wir einer Gerechtigkeit unter uns Menschen verpflichtet sind, die nichts mit Rache zu tun hat. Wohl aber damit, auf eine gerechte Verteilung lebensnotwendiger Güter zu achten, unseren Mitmenschen die Dinge zukommen zu lassen, die sie am nötigsten brauchen.

Es war wohl Luthers Verdienst, der nach langem Ringen auf diese befreiende Wahrheit stieß, dass wir alle allein durch Gnade gerettet werden. Und damit aufhören können, uns durch ein fehlerfreies Leben einen guten Platz im Himmel sichern zu wollen. Oder uns gar einen solchen durch finanzielle Aufwendungen zu erkaufen.

Im alten Testament heißt es an einer Stelle: „Es sind die Gnadenerweise des Herrn, dass es nicht ganz und gar zu Ende ist mit uns, denn sein Erbarmen hat sich nicht erschöpft (Klagel.3,22; nach Neuer Züricher Übersetzung). In diesen Spruch können wir heute nur dankbar einstimmen, wenn wir auch um uns herum in der Nähe und Ferne Vernichtung von menschlichem Leben sehen müssen. Doch können wir nicht umhin, uns einzugestehen, dass wir an vielen Stellen selbst die Ursache solcher Verhältnisse gewesen sind.

Umso erstaunlicher ist es, dass Gott offenbar mit seiner Gnade gegen uns Menschen noch nicht am Ende ist. Besonders mit jenen, die andere mit grotesken Lügen zu überzeugen suchen, dass sie sich gegen ihre Mitmenschen wehren müssen, dass Flüchtende ihnen den Raum und die Mittel zum Überleben abnehmen wollen. Dass sie sich vor der Gewalt der Ärmsten durch rigorose Abschottung in Sicherheit bringen müssen.

Sich auf Gottes Gnade und Gerechtigkeit zu verlassen bedeutet für mich, allen Lügnern und Menschenverächtern den Rücken zuzukehren, ihnen keinerlei Raum zu bieten in meinem Leben und, wenn nötig, ihren Reden den Saft abzudrehen. Und, wo immer es geht, gegen ihre Machenschaften aufzustehen.

13. Dezember

„Gnade heißt Befreiung von dem Zwang, sein eigener Hersteller zu sein.“ (Steffensky S. 14/15)

Nicht Hersteller unser selbst sein zu müssen bedeutet, nicht allein zu wissen, dass Geburt und eigentlich auch unser Tod nicht in den eigenen Händen liegt, sondern es heißt darüber hinaus, dass wir in all den Jahren dazwischen keineswegs uns selbst kreieren müssen. Nach welchen Bildern auch immer.

Eine Wahrheit, die mir heutzutage wichtiger zu sein scheint denn je. Von allen Seiten werden wir beeinflusst, uns nach den Erfordernissen einer sich stets verändernden Gesellschaft zu richten. Junge Menschen sind davon noch mehr betroffen als wir älteren.

Denn in dem gewaltigen Aufgebot des Internets tummeln sich Influencerinnen und Influencer aller Art. Da wird den weiblichen Menschen eingeredet, sie müssten diese oder jene Präparate erwerben, um in der Schönheit mithalten zu können und geeignete, hochdotierte Jobs zu ergattern. Oder sich, was noch besser wäre, einer oder mehrerer Schönheitsoperationen zu unterziehen. Für mich mutet es seltsam an, dass man mit solchem Humbug viel Geld verdienen kann.

Bei den jungen Männern ist es fast noch schlimmer. Da wird ihnen ein Männlichkeitsbild vorgegaukelt, das darauf abzielt, sich nur ja nicht von Frauen unterbuttern zu lassen, sondern im Gegenteil mithilfe eigener Fitness durchaus unter Anwendung von Gewalt die Oberhand zu behalten. Oft geht mit dergleichen Beeinflussung eine Befürwortung zum Frauenhass einher, Misogynie genannt, dass man sich nur erschrecken kann. Und da wundern wir uns darüber, dass die Tötungsdelikte an Frauen, besonders in den eigenen Familien und Beziehungen, ständig steigt.

Aber auch wir älteren sind nicht frei von derartigen Einflüssen. Da uns immer wieder vorgehalten wird, wie teuer und unwirtschaftlich die Pflege unserer Person auf Dauer ist, mühen wir uns redlich, es gar nicht erst dazu kommen zu lassen. Kosten wir doch allein schon durch unsere Rentenansprüche die nachfolgenden Generationen dermaßen viel Geld, dass dieser Aufwand bald nicht mehr finanzierbar sein wird.

Folglich gibt es nur zwei Alternativen: gesund zu bleiben bis ins hohe Alter mit Hilfe der Medizin und aller möglichen und unmöglichen Berater. Oder ein sozialverträgliches Ableben, wenn man sich und der Umwelt die Versorgung nicht mehr zumuten kann. Wie bereits erwähnt, ist auf diese Weise zu erklären, dass alte Menschen öfter den sogenannten Freitod wählen.

Doch frei ist ein solcher Tod beileibe nicht. Sondern er ist durch gesellschaftliche Vorstellungen und Beeinflussungen hervorgebracht. Dagegen spricht die Gnade, die uns wirklich frei machen will, nämlich dazu, uns als Kind Gottes zu verstehen, dessen Leben ihm am Herzen liegt. Und der uns nicht so einfach aufgibt.

14. Dezember

„Gnade denken heißt wissen, dass den Menschen nicht seine Tauglichkeit und Verwendbarkeit ausmacht.“ (Steffensky S. 15)

Obwohl uns genau dies unsere gesellschaftliche Umgebung suggerieren will. Interessanterweise mag es einigen Erwachsenen und solchen, die bereits früh als ‚Versager‘ eingestuft worden sind, noch nicht klar geworden sein. Bei jüngeren Menschen scheint die Botschaft jedoch in ihrem ganzen Zynismus längst angekommen. So hörte ich vor Jahren einen Schüler sagen: „Die Industrie will doch nur, dass wir so schnell wie möglich in die Produktion einsteigen, damit wir von ihr verheizt werden können.“

Vielleicht aus dem Gefühl einer neuen Hellsichtigkeit heraus scheint es nicht mehr allen Nachwachsenden erstrebenswert, fünf Tage in der Woche einer eintönigen Tätigkeit nachzugehen. Offenbar wollen sie andere Prioritäten setzen, als ihre Eltern und Großeltern es taten. Und auch in der Wirtschaft scheint die Meldung zum Teil angekommen zu sein, denn etliche ihrer Zweige machen sich darauf gefasst, den jüngeren Menschen andere, entspanntere Arbeitsbedingungen anbieten zu wollen. Ob und wieweit sich das als durchführbar erweist, wird man sehen.

Nun hat diese Weigerung, sich auf Verwertbarkeit reduzieren zu lassen, sicher wenig damit zu tun, dass sich Menschen begnadet fühlen. Oder vielleicht nur indirekt, indem sie den Wert ihrer eigenen Person höher einstufen, als dies in einer Gesellschaft üblich ist, deren System auch als Raubtierkapitalismus beschrieben werden kann. Und gerade darum geht es, wenn wir den Begriff Gnade bedenken.

Für mich bedeutet er, dass wir eine Pause bekommen haben, um innezuhalten in der täglichen Unruhe. Wir können einmal Atem holen, uns der hektischen Betriebsamkeit entziehen, zu uns selbst zurückkehren. Zu dem, was uns als Mensch ausmacht, dem reinen Sein. Die meisten von uns kennen diesen Zustand sehr wohl, er begegnet uns fast nur dort, wo wir im Urlaub sind.

Dort, im Herausgerissensein aus alltäglichen Abläufen und Ablenkungen sind wir manchmal, oft ganz plötzlich, nur da, ohne jede Aufgabe, ohne jede Anforderung von anderen Menschen. Ganz für uns. Es ist nicht immer einfach, einen solch ungewohnten Zustand auszuhalten, denn wir empfinden ihn ja nicht sogleich als Gnade.

Sondern schnell versuchen wir wieder, uns zu beschäftigen, etwas zu unternehmen, so ungewohnt und anstrengend ist diese Situation für uns. Bei uns selbst sein, untauglich und unverwendbar, kommen wir uns überflüssig vor. Aber das sind wir nicht. Jede und jeder von uns ist eine Kostbarkeit, die Gott gewollt hat, so wie sie ist. So sieht er uns in seiner Gnade an.

Für mich ist dies ein Grund zu großer Dankbarkeit, die ich bis an mein Lebensende nicht verlieren möchte.

15. Dezember

„Der Versuch, sein eigener Lebensmeister zu sein, sich selbst zu erjagen und sich in der eigenen Hand zu bergen, führt in nichts anderes als in Vergeblichkeit und Zwänge.“ (Steffensky S. 14)

Außerdem stelle ich mir so etwas ziemlich anstrengend vor: „sich selbst zu erjagen“. Es ist ja bereits einigermaßen mühsam, etwas anderes zu erjagen, etwa den wunderbarsten, sinnvollen Beruf, den idealen Partner oder die ideale Partnerin, möglicherweise sogar das große Glück, worin auch immer es für mich bestehen mag.

Ich erinnere mich an den 60. Geburtstag meines Vaters einen Monat vor seinem Tod. Für dieses Fest hatte er ein Gedicht angefertigt, in dem davon die Rede war, dass ihm sein Beruf, seine Frau und seine Kinder wie Geschenke Gottes in den Schoß gefallen seien, als er damit schon nicht mehr gerechnet habe. Ganz genau kann ich mir die eigenen Regungen während seiner Rede vergegenwärtigen. Ich dachte: Nein, man muss doch für alles in seinem Leben kämpfen, darf nicht passiv darauf warten, dass einem etwas ohne eigenes Zutun zufällt.

Heute denke ich darüber anders. Nachdem auch meine Erfahrungen mich eines Besseren belehrt haben. Über tausend Umwege, die ich am allerwenigsten geplant hatte, kam ich zu meinem mich erfüllenden Beruf, und durch einen nicht minder großen Zufall zu meinem geliebten Ehemann. Nein, mein eigener Lebensmeister zu sein, mich selbst zu erjagen, kann und will ich nicht behaupten. Es erscheint nicht einmal erstrebenswert.

Und tatsächlich führt es sogar mit den besten Absichten in Vergeblichkeit und Zwänge. Dafür fällt mir ein Beispiel aus meinem früheren Leben ein: Ich kannte eine Küsterin, die nichts mehr wünschte, als anderen Menschen Gutes zu tun, sich nützlich zu machen für die Gemeinschaft. So hatte sie sich vor einer Adventszeit vorgenommen, ungefähr hundert Weihnachtsgestecke basteln zu wollen. Die sie dann verkaufen und das Geld für einen guten Zweck stiften wollte. Sie besorgte also alle Grundstoffe für die Herstellung der Gestecke.

Da sie allerdings noch andere Verpflichtungen und eine Familie mit Kindern besaß, ging ihr nach einer Weile auf, dass sie sich grenzenlos überfordert hatte mit ihrer guten Absicht. Und dass sie niemals allein mit der Arbeit fertig werden würde und legte sie auch noch so viele Nachtschichten ein. Da blieb ihr nichts anderes übrig, als Frauen aus der Gemeinde zu bitten, ihr bei der Arbeit zu helfen, was sie nur zähneknirschend tat. Zwar fand sie Helferinnen, doch gestaltete sich die Atmosphäre bei der Bastelei dermaßen ungemütlich, dass allen bereits im Vorfeld der Adventszeit die gute Stimmung restlos flöten ging.

Schade drum, wenn man auch beim Helfen der eigene Meister sein möchte. Geschieht dies aus Dankbarkeit, wie es der Heidelberger Katechismus sagt, wird die Freude ohne Überforderung erhalten bleiben.

16. Dezember

„Das, wovon wir eigentlich leben, können wir nicht herstellen: nicht die Liebe, nicht die Freundschaft, nicht die Vergebung, nicht die eigene Ganzheit und Unversehrtheit.“ (Steffensky S. 14)

Glücklicherweise können wir es nicht herstellen, möchte man sagen. Doch um manches können wir bitten, um einiges davon andere Menschen, an denen uns liegt. So zum Beispiel um Freundschaft oder Vergebung. Doch sie zu gewähren, liegt im Ermessen unseres Gegenübers. Wenn ihm genauso viel an uns liegt wie uns an ihm, wird eine gelungene Beziehung wieder möglich sein.

Um Liebe zu bitten dagegen, scheint mir keine gute Idee. Möchte mir ein Mensch Liebe entgegenbringen, so ist dies seine freie Entscheidung. Meine eigene Zuneigung kann ich verschenken, an wen und so oft ich will. Doch weiß ich, dass sie keine Garantie dafür ist, eine Gegengabe hervorzurufen. Das Wissen darum scheint mir heute wichtiger denn je. Denn es befreit uns von der Bitterkeit und der Enttäuschung, die eine Liebe ohne Gegenliebe auslösen kann.

Ganzheit und Unversehrtheit schließlich liegen überhaupt nicht mehr in unseren Händen. Auch wenn wir uns danach sehnen, diese Ganzheit mit einem anderen Menschen erreichen zu wollen, so ist auch in dem Bemühen darum die Enttäuschung vorprogrammiert. Viele Partnerschaften scheitern gerade daran, dass sie ihr Gegenüber überfordern mit ihren Erwartungen, selbst wenn ihnen diese nicht einmal bewusst sind.

Unversehrt sind wir alle nicht, und das von Kindesbeinen an. Wenn wir zuerst feststellen müssen, dass unsere Eltern gar nicht die Wundertäter sind, die wir in ihnen gesehen haben, setzt bereits unsere Versehrtheit ein. Zwar können wir uns hoffentlich in den meisten Fällen noch auf sie verlassen, aber jene ersten schmerzlichen Erfahrungen über menschliche Unzulänglichkeiten werden unseren Lebensweg säumen. Damit müssen wir alle früher oder später zurechtkommen, das kann uns niemand abnehmen.

Auch körperliche Versehrtheit anzunehmen, sich mit ihr auszusöhnen ist keine leichte Aufgabe. Die im Alter immer größer und deutlicher wird. Sind es vielleicht zu Anfang nur die Gelenke, die ein wenig knarren und sich nicht recht bewegen lassen wollen, kommen früher oder später andere Ausfallerscheinungen hinzu. Wir lernen, mit unserer Schwäche zu leben.

Nein, die wichtigsten Lebensgüter können wir nicht herstellen, sie sind Geschenke. Geschenke eines Herrn, auf dessen Liebe wir uns verlassen können, auch wenn wir sie oft nicht verstehen. Der für unsere Ganzheit und Unversehrtheit sorgen will und dennoch nicht immer mit unserer Gegenliebe rechnen kann. Darin, ihm Vorwürfe zu machen sind wir groß. Warum lässt er dies zu, stellt jenes nicht ab? Weil er uns die eigene Entscheidungsfreiheit gegeben hat, denn er möchte Gesprächspartner haben, keine Marionetten.

17. Dezember

„Gnade denken heißt, den Mut zu fragmentarischem Handeln zu finden, nicht unter beruflichen Siegeszwängen zu stehen.“ (Steffensky S. 23)

Dann hat wohl von den herrschenden Personen in der Welt kaum jemand den Mut zu fragmentarischem Handeln. Siegeszwänge erblickt man allüberall, ob nun in realen, auf üble Weise angezettelten Kriegen oder in politischen Handlungen, in denen die Reichen gegen die Armen ausgespielt werden. Wie sonst könnte man erklären, dass eine mächtige Nation sich einen Unternehmer als Präsidenten gewählt hat, der ganz sicher darauf aus ist, seinem Land größere Macht zu sichern auf Kosten des ärmeren Teils der Bevölkerung? Bereits im Dritten Reich existierte der Spruch: „Nur die allerdümmsten Kälber wählen ihre Metzger selber“. Offenbar ist es wieder so weit, demnächst auch bei uns.

Gnade denken heißt für uns, nicht unter Siegeszwängen zu stehen, nicht in beruflicher Hinsicht, aber auch nicht in persönlicher und politischer. Für mich bedeutet es aber noch mehr: fragmentarisches Handeln in aller Unvollkommenheit kann es sein, gegen die Siegeszwänge aufzustehen und sich ihnen nicht zu unterwerfen. Wenn bereits der bekannte Kabarettist Jan Böhmmermann sagt, es sei Zeit, das vergessene Rückgrat mal wieder hervorzuholen aus seinem Winkel und dabei Dietrich Bonhoeffer zitiert, dass gegen Dummheit schwer zu kämpfen sei, wird klar, was gemeint ist.

Überall um uns her scheinen die Regierenden unter dem Diktat vom Siegeszwang zu agieren. Rechte Parteien und Vereinigungen schüren Ängste vor Verarmung und Misswirtschaft. Wenn Menschen kaum mehr so viel verdienen, dass sie sich eine Wohnung und ausgewogene Ernährung leisten können auf Grund der Inflation, die angeblich im Schwinden begriffen ist, jedoch den großen Konzernen weiterhin die Kassen klingeln lässt, muss man sich nicht über ihre Erfolge wundern. Wenn zudem auch noch von etablierten Parteien mit dem Sparen bei Sozialleistungen und der sukzessiven Abschaffung des Asylrechtes Stimmung gemacht wird, kann man genau betrachten, wohin die Siegeszwänge führen.

Gnade zu denken kommt in solcher Lage beinahe einer Revolution gleich. Denn revoltieren müssen wir nach Gottes Willen gegen solche Zwänge, das steht fest. Gnade zu denken heißt nicht, in christlichem Fatalismus alles hinzunehmen, was uns tagtäglich an Ungerechtigkeit geboten wird. Und damit die Verhältnisse gleichsam abzusegnen, als seien sie schicksalhafte Ereignisse. Mag sein, dass der ein oder andere Fromme sich auf den Spruch: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist“ zurückziehen möchte, doch das ist längst im Angesicht unserer Vergangenheit keine Option mehr.

In Gnade und zur Gnade sind wir berufen, doch sie entlässt uns nicht aus der Verantwortung und der Verpflichtung Gottes Willen gegenüber. Der sich stets um die Ärmsten sorgt.

18. Dezember

„Kinder sind ebenfalls nicht durch ihre Funktion für die Gesellschaft gerechtfertigt.“ (Steffensky S. 15)

Vermutlich wird auch deswegen ihrer Existenz verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit zuteil. Selbst wenn die Aussagen der Erwachsenen anderes mitzuteilen scheinen, wenn man angesichts der Jugend die Zukunft der Menschheit beschwört, sehen doch die Bemühungen um ebendiese Zukunft ziemlich erbärmlich aus. Eine Erziehung und Förderung im Kleinkindalter scheint kaum noch gewährleistet werden zu können, da es an Personal in den Kitas fehlt.

Die Bildung und Erziehung in den heruntergewirtschafteten Schulen durch resignierende Lehrer erscheint kaum besser. Denn eins ist sicher: Geld ist für nachkommende Generationen nicht da, weder um dem Bildungssystem aufzuhelfen, noch um Gebäude zu sanieren, noch um eine Teilhabe der ärmsten unter ihnen an der Gesellschaft, an Bindungen und Freundschaften aufrechtzuerhalten, noch um ihrem berechtigten Interesse an einer lebenswerten Umwelt Rechnung zu tragen.

Nur daran, sie möglichst schnell zu funktionierenden Erwachsenen zu machen, besteht bei uns ein Interesse. Aber damit sie denkende und noch wichtiger, fühlende Mitmenschen werden können, sind Aufmerksamkeit und wirkliche Zuwendung erforderlich. Doch werden auch dann einige von ihnen niemals im Sinne der Wirtschaft zu Menschen werden, die profitabel am Kapitalismus mitarbeiten können. Denn sie werden in ihrem Herzen immer Kinder bleiben. Und solchen gehört nach Jesu Aussage das Himmelreich, von den Profiteuren war da keine Rede.

Doch gehen wir immer von unserer eigenen Situation in privilegierten Gesellschaften aus. Bei anderen, die erheblich mehr als wir um die eigene Existenz ringen müssen, stellt sich die Lage grundlegend anders dar. Dort ist es nicht ungewöhnlich, dass Kinder deswegen wenig oder keine Bildung erhalten, weil sie mitarbeiten müssen, um das nackte Überleben ihrer Familie zu sichern. Auch in Südeuropa war dies vor Jahrzehnten noch an der Tagesordnung.

In solchen Gesellschaften rechtfertigen sich die Kinder durch die Überlebensfunktion der Allgemeinheit. Obwohl, wie uns manchmal schmerzlich bewusst wird, es nicht so sein sollte. Aber nicht zuletzt unser eigener Lebensstil, der die Ungerechtigkeit in der Welt fördert, ist die Ursache solchen Missverhältnisses.

Und dann kommen wir wieder einmal aus dem Urlaub und rühmen die Menschen- und Gastfreundlichkeit jener, die dank unserer Gleichgültigkeit und unserem Profitstrebens jeden Tag um ihr Dasein kämpfen müssen. Ich nehme mich von dieser Klage nicht aus. Nur manchmal habe ich das Gefühl, es sei an der Zeit, sich zu schämen.

19. Dezember

„Man muss ein gebildetes Herz haben, um Gott in den Gestalten der Kraftlosigkeit zu erkennen.“ (Steffensky S. 31)

In den zweiundzwanzig Jahren, in denen ich Altenpflegerinnen und Altenpfleger ausbildete, habe ich viele Menschen mit einem solchen gebildeten Herzen getroffen. Und, wie ich hoffe, dabei geholfen, dass es ihnen erhalten blieb. Sie waren oft alles andere als Überflieger in den Schulen gewesen, hatten manch niederschmetterndes Urteil über sich ergehen lassen müssen. Doch die Begegnung mit alten, oft schwerbehinderten und sterbenden Menschen, hatte bei ihnen eine helle Seite angeschlagen.

So kamen sie meist zu uns mit dem Empfinden, doch nicht ganz und gar die Versager zu sein, die andere in ihnen gesehen hatten. Vielleicht gab es ja auch für sie eine Möglichkeit, sich nützlich zu machen, anderen Menschen Freude zu vermitteln. Und siehe da, sie entdeckten ihre Gaben, nicht nur die, helfen zu können um jeden Preis, sondern in ihrem Gegenüber jene Personen zu finden, die manchmal von Bitterkeit, oft von Schmerzen und Schwäche verschüttet zu sein schienen.

Solche Prozesse begleiten zu dürfen, war für mich ein großes Glück. Nichts anderes habe ich mir in meinem beruflichen Leben gewünscht. Und diese Tätigkeit bestärkte mich in der Überzeugung, man könne Menschen nicht nach ihren Schulabschlüssen beurteilen. Was mich betrifft, möchte ich lieber von einem Menschen mit einer derartigen Herzensbildung gepflegt werden, als von technisch versierten Koryphäen.

Denn in Kraftlosigkeit zu enden ist unser aller Los. Und damit nicht etwa eine Strafe, sondern die Chance, etwas zu lernen vor unserem Ende: dass wir nicht uns selbst gehören, dass es nicht unsere Kraft ist, aus der wir leben, dass wir so wieder in die Hände Gottes zurückkehren, wie wir aus ihnen gekommen sind.

Ich habe versucht, dies einmal in die Worte eines Gedichtes zu kleiden:

Geboren
werden wir
und sind allein
lernen nur unter Schmerzen
dem Nächsten nah zu sein
und frei uns ihm zu öffnen
damit ein dichtes Netz wir spinnen sacht
das uns bald hebt und trägt
wenn einer geht für immer
denn wir vergaßen früh
woher wir kamen
wohin gehn:
geborgen.

20. Dezember

„Es ist etwas wundervoll Widerborstiges und Anarchistisches in einer Gesellschaft, die Alte, Kranke, Behinderte sichtbar sein lässt. Eine solche Gesellschaft weiß, dass das Ziel des Menschen nicht seine Verwendbarkeit ist.“ (Steffensky S. 16)

Und widerborstig müssen wir auch bleiben, selbst in einer Umwelt, die sich immer wieder einmal über den Anblick von Kranken und Behinderten empört. So sind wir im Verbund mit jenen Personen gewissermaßen der Stachel im Fleisch einer Gesellschaft, die sich weitgehend über Leistungsdenken und Verwendbarkeit von Personen definiert.

Dass dies glücklicherweise noch nicht überall um sich gegriffen hat, zeigten in dieser Woche zweiunddreißigtausend Demonstrantinnen und Demonstranten in Düsseldorf, dem Landtag gegenüber. Sie protestierten gegen die Kürzung geldlicher Zuwendungen für den sozialen Bereich. Ob für Kitas, Betreuung von Alten und Kranken im stationären oder ambulanten Dienst, der Versorgung obdachloser und armer Menschen, sie alle werden unter den Einsparungen leiden.

Gewiss geht es nicht nur darum, dass eine Landesregierung eben nur das Geld ausgeben kann, das sie zur Verfügung hat, sondern um eine sinnvolle Verteilung der Mittel. Und nicht zuletzt um die Frage, wer denn überhaupt noch in unserer Gesellschaft jene Steuern bezahlt, die letztlich verteilt werden können. Dabei scheint es mir die Bankrotterklärung einer Gesellschaft, die ausgerechnet bei den Ärmsten und Bedürftigsten sparen will, sich jedoch absolut weigert, einem reichen Menschen auch nur einen roten Heller mehr abzuknöpfen als unbedingt nötig. Denn wie wir wissen, ist das Kapital ein scheues Reh, das sich gern bei der ersten Witterung von Angriffen davon macht.

Interessant fand ich vor kurzem, dass eine sehr vermögende Frau in England einen Verein gründete, der der Politik fortwährend zusetzt, die Millionäre höher zu besteuern. Überall treffen sich solche Menschen, sogar in der Schweiz, und demonstrieren dafür, endlich angemessen besteuert zu werden. Solche gibt es auch bei uns in Deutschland.

Hier besitzen ca. dreitausend Personen so viel Vermögen wie der Rest der Bevölkerung. Warum geschieht nichts für jene Menschen, die es am nötigsten haben? Warum soll ausgerechnet an ihnen gespart werden? Warum das Bürgergeld gekürzt, andere Sozialleistungen nahezu gestrichen werden?

Es liegt in unserer Verantwortung, dementielle erkrankte Menschen nicht in Heime zu sperren, wo sie zur Besuchszeit aus dem Blickfeld der Ankommenen geschafft werden. Wir können so anarchisch sein, mit unseren geliebten, eingeschränkten Menschen die Öffentlichkeit zu fluten, damit jeder sehen kann, auf welcher Seite wir stehen. Denn wir wissen, dass Gott sie mindestens ebenso liebt wie jene, die sich einbilden, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben.

21. Dezember

„Gegen die Chaosängste aller Zeiten gab es immerhin den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt.“ (Steffensky S. 19)

Wenn man bedenkt, dass diese Zeilen vor 17 Jahren entstanden sind, kann man sich über die Hellsichtigkeit des Autors nur wundern. Chaosängste scheinen in diesen Tagen allerdings sehr viele Menschen zu beherrschen, und das aus gutem Grund. Wenn am selben Tag in den USA ein absolut unberechenbarer, rassistischer und frauenfeindlicher Präsident mit überragender Mehrheit gewählt wurde und wenige Stunden später bei uns eine Regierung ihren Bankrott erklären musste, so kann ich verstehen, dass Menschen graue Haare bekommen über ihren Zukunftsaussichten.

Dies mag uns Ältere noch weniger betreffen, als die jungen Menschen, die bereits durch Vereinsamung in der Pandemie sehr gebeutelt sind. Denn offenbar ist auch für sie nicht das Internet mit seinen Followern der Weisheit letzter Schluss, sondern sie litten unter der Abschottung von Freunden und Bekannten. Sich nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, keine tröstende Berührung mehr spüren zu dürfen, war für sie problematisch.

Und nun die Einsicht, dass den Regierenden alles andere wichtiger zu sein scheint, als die Veränderung des Klimas, dass zwar viel geredet wird, aber kaum gehandelt, macht für sie die Sache nicht leichter. Der dramatische Anstieg psychischer Erkrankungen unter jungen Menschen sollte uns zu denken geben.

Wie der Autor schreibt: Es **gab** den Glauben, dass Gott das Zerbrochene ansieht und sich dem Zersplitterten zuneigt. Aber wie sieht es aus, wenn unsere Kinder und Enkel sich nicht mehr auf einen solchen Glauben verlassen können und wollen? Bei manchem älteren Menschen ist noch ein Gottvertrauen zu finden, das durch die Krisen des Lebens hindurch trägt, aber was ist mit den nachfolgenden Generationen? Haben wir es vielleicht versäumt von unserem Vertrauen zu sprechen? So zu sprechen, dass wir glaubwürdig waren?

Denn wer nur sein eigenes Gottvertrauen im Munde führt, ohne dass er deutlich machen kann, wie stark er sich in der Verantwortung für andere Menschen sieht, bleibt ein ‚Muster ohne Wert‘, wie meine Großmutter es genannt hätte. Wer große Worte über die leider mangelnde Anerkennung der Herrschaft Gottes spricht, ohne für seine Mitmenschen den kleinen Finger krumm zu machen, kann kaum verlangen, ernst genommen zu werden.

Waren es nicht in den USA ausgerechnet die Evangelikalen, die Trump auf ihren Schild gehoben hatten? Nein, Gott steht nicht auf der Seite der Sieger, sondern auf der der Zerbrochenen und Zersplitterten. Solcher eben, die mit sich und der Welt nicht mehr zurechtzukommen meinen.

22. Dezember

**„Wo aber der Glaube zerbricht, da ist dem Menschen die nicht zu tragende Last der Verantwortung für die eigene Ganzheit auferlegt.“
(Steffensky S. 20)**

Vielen mag der Glaube, geschützt und beachtet zu werden, früh abhandengekommen sein. Vielleicht geschah dies bereits in ihrer Kindheit, als sich eines Tages das Empfinden einstellte, sich doch nicht wie erhofft auf die Erwachsenen verlassen zu können. Oder, schlimmer noch, sie erlebten gar keine Zeit, in der sie sich angenommen fühlten von ihrer Umgebung. So dass zugleich mit dem sinkenden oder nicht vorhandenen Vertrauen auf die Umwelt das Zutrauen zu einem Gott, der liebevoll auf sie blickt, verloren ging.

Wo ein solcher Glaube zerbricht oder gar nicht erst Raum fassen konnte, haben Menschen es schwer, der Verlässlichkeit Gottes und der umgebenden Personen zu trauen. Sie fühlen sich auf sich selbst zurückgeworfen und meinen, nur mithilfe eigener Stärke durch ihr Leben zu kommen. Das ist, wie der Autor feststellt, eine schwere Last. Eine, die kaum zu tragen sei.

Doch offenbar denken viele Personen da anders. Sie halten sich tatsächlich für die Meister ihres Lebens. Wie sonst sollte zu erklären sein, dass die Bücher und Vorträge der Ratgeber für ein gelungenes Leben aus dem Boden sprießen wie Pilze nach warmem Regen? Oder die tausende Anweisungen von schlaun Influenzern im Internet, die sich anheischig machen, jungen Personen eine rundum glückliche Zukunft zu vermitteln?

Können sie uns jene Ganzheit versprechen, nach der wir uns vergeblich sehnen? Und was geschieht, wenn wir uns auf sie verlassen und dann doch feststellen müssen, dass unser bestes Bemühen nicht ausreicht, sie zu erlangen? Enttäuschung, Bitterkeit und große Frustration sind die Früchte solcher Anstrengungen.

Wir sind endliche Wesen und vermögen es nicht, unsere Grenzen zu sprengen. Unvollkommenheit, Fehler und Schwäche sind die ständigen Begleiter unseres Lebens. Wir sind auf Hilfe und Vergebung anderer Menschen angewiesen, ganz gleich, ob aus der eigenen Familie oder dem weiteren Umfeld.

Meine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, hatte sich bereits früh von der Kirche und ihrem Glauben losgesagt. Widrige Erfahrungen hatten dafür gesorgt, dass sie Vertrauen aus ihrer Kindheit verloren glaubte. Als sie kurz vor ihrem Tod von einem Schlaganfall getroffen wurde, schien sich mit einem Male all ihre Bitterkeit und ihr Zerwürfnis mit vielen Personen der Familie in Luft aufgelöst zu haben. Plötzlich war es wieder da, das Zutrauen zu Gott und den Menschen. Sie konnte noch Frieden schließen mit allen, denen sie zuvor mit Misstrauen begegnet war.

Für uns, die sie beim Sterben begleiteten, war es wie ein Wunder nach diesen über achtzig Jahren gelebten Lebens, das wir dankbar als Geschenk und Mahnung akzeptierten.

23. Dezember

„Das Leben ist endlich, nicht nur, weil wir sterben müssen. Die Endlichkeit liegt im Leben selber, im begrenzten Glück, im begrenzten Gelingen, in der begrenzten Ausgefülltheit. Hier ist uns nicht versprochen, alles zu sein.“(Steffensky S. 21)

Mit Gedanken über den Tod werden die meisten von uns nicht gern behelligt. Sich mit ihm auseinandersetzen zu müssen bedeutet, an die eigene Sterblichkeit erinnert zu werden und daran, welchen Sinn unser Leben gehabt haben könnte. Ist es genug, sich damit zu trösten, dass man vielleicht einigermaßen gelungene Kinder hervorgebracht und erzogen hat? Wobei selbst dies nicht immer nur in den eigenen Händen lag.

Doch geht es ja nicht nur darum, uns mit dem Tod befreunden zu sollen, meint Steffensky. Die Endlichkeit unseres Seins beginnt bereits in unserem Leben, dem Alltag, den wir kennen. Unsere Grenzen sind es, die uns die Endlichkeit, die Vergänglichkeit unseres Tuns aufweisen. So sehr wir uns danach sehnen, die perfekte Ergänzung in unserem Partner, unserer Partnerin zu finden, gelingen wird uns dies nie. So sehr wir hoffen, dass unser Glück endlos sein soll, das Gelingen unserer Lebensplanung ohne jede Störung, es wird so nicht eintreffen. So sehr wir uns wünschen, fit und gebraucht zu werden bis ins hohe Alter, so werden wir feststellen, dass unsere Schwäche uns überwältigt.

„Hier ist uns nicht versprochen, alles zu sein“, schreibt der Autor. Es mag uns wie eine bittere Erkenntnis anmuten, uns dieser Wahrheit stellen zu müssen. Kennen wir doch nur dieses eine Leben und richtet sich unsere ganze Anstrengung darauf, es so gut wie möglich, eben möglichst perfekt ausfüllen zu können.

Doch ich denke, es mag auch entlastend sein für uns, nicht nach einem perfekten Leben streben zu müssen. So kann ich mich mit meinen Fehlern besser annehmen, kann auch den Unzulänglichkeiten meiner Umwelt mehr Toleranz entgegenbringen. Obwohl ich auch daran immer üben muss.

Kann es nicht sein, dass wir tatsächlich schlauer werden, sofern wir uns unserer Endlichkeit bewusst sind? Wie heißt es noch im Psalm 90: „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Klug im Leben, klug genug dazu, die richtigen Prioritäten zu setzen. Nicht die Sieger zu wählen oder solche, die sich dafür halten. Nicht jene, die uns einfache Lösungen versprechen für unsere alltäglichen Schwierigkeiten, denn die gibt es nicht. Nicht solche, die unseren Lebensstil garantieren wollen auf Kosten der Armen.

Hier in diesem Leben ist uns nicht versprochen worden, alles zu sein. Also brauchen wir nicht auf die zu hören, die uns buchstäblich das Blaue vom Himmel versprechen. Sondern auf den, der unsere Ganzheit selbst in seine Hände genommen hat.

24. Dezember

„Souverän wäre es, den Durst nach dem ganzen Leben nicht zu verlieren; um es religiös auszudrücken: das Land nicht zu vergessen, in dem auch der Blinde sieht, der Stumme seinen Gesang und der Lahme seinen Tanz gefunden hat.“ (Steffensky S. 22)

Wenn wir in uns hineinhorchen, so werden wir feststellen, dass uns der Durst nach dem ganzen Leben nicht abhandengekommen ist, ganz gleich, wie rational uns auch Menschen davon zu überzeugen suchten, es gebe alle Freuden des Daseins nur im Hier und Jetzt zu finden. Doch das, so sagten uns unsere Erfahrungen, gelang nur unvollständig. Die Ganzheit zu finden, nach der wir uns sehnen, blieb unerreichbar.

Heute feiern wir die Geburt eines Herrn, von dem gerade diese Hoffnung ausging und noch immer ausgeht: dass durch ihn Blinde sehend wurden, Lahme zu tanzen lernten und Stumme ihre Stimme erheben konnten. Er möchte, dass wir ihm in jenes Land folgen, in dem diese Wunder möglich sind.

Der Durst nach Leben ist uns in die Wiege gelegt, er bleibt uns erhalten bis in unser hohes Alter. Nur so ist zu erklären, dass wir uns selbst bei größtem Leiden noch an unsere Erdentage klammern. Doch hat Gott uns dazu bestimmt, mit dieser Hoffnung in der Seele nicht allein zu bleiben, ihr Ausdruck verleihen zu können im Gespräch mit anderen Menschen und mit ihm.

Es ist für mich immer wieder ein Glück gewesen, wenn ich Gespräche über diese gemeinsame Sehnsucht mit anderen Menschen führen konnte. Eine besondere Gnade, die ich als Seelenaustausch bezeichnen möchte. Wenn in Unterhaltungen aufschimmerte, ich bin nicht allein mit dem Sehnen nach einer Ganzheit meiner Person, sondern ich teile diese mit meinen Gesprächspartnern. Dabei spielt es keine Rolle, ob jene das Gleiche hoffen und glauben wie ich.

Denn ich habe verstanden, dass man Glauben und Hoffnung teilen kann, nicht nur mitteilen. Jesus selbst hat uns dazu ermutigt. Er lobt ausge-rechnet Menschen, die für andere ihre Zuversicht ausleben. Und so geht es am heutigen Tage vor allem darum, Freude zu verbreiten über eine Aussicht, die uns das pralle Leben verheißt, wie wir es noch niemals kennengelernt haben. Jenseits aller gegenseitiger Überforderungen und Ansprüche will uns das Kind in der Krippe ermutigen, die eigene Ohnmacht und Hilflosigkeit anzunehmen und sie in erwartungsvolle Freude zu verwandeln.

Frohe Weihnachten!